

Nr. 112. Bromberg, den 6. November 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von Karl-August von Laffert.

(4. Fortsetzung.) ——

11.

Nach beendetem Frühstück gingen alle ins Schloß, um sich für die möglichen Schwierigkeiten des Weges passend anzuziehen.

Stratoff gelang es, der Fürstin unbemerkt zuzuflüstern: „Merkwürdig, daß der Dieb sich mit der Kassette begnügte und Ihren Schmuck so offensichtlich liegen ließ, daß er bestimmt gefunden werden mußte. Da wäre es besser gewesen, Sie hätten den Schmuckkasten heimlich verkauft, um das von Ihnen gewünschte Geld zu erhalten. Sie konnten dann ja ruhig behaupten, bestohlen zu sein, und ich allein hätte das Nachsehen gehabt."

„Wollen Sie damit sagen, daß Sie mich einer solchen Niedertracht für fähig halten?"

„Ich bin der Meinung, daß Sie sehr klug daran getan hätten. Aber wenn es Sie beleidigt, nehme ich natürlich einen derartigen Gedanken zurück."

Kurze Zeit darauf war alles zum Aufbruch fertig. Die Teilnehmer hatten Reitkostüme angezogen. Reitknechte führten die Pferde vorläufig an der Hand. Zwei mit Karabinern bewaffnete Förster bildeten die Schutzwache.

Sanders bat, mindestens 50 Schritt hinter ihm zurückzubleiben und vor allem völlige Ruhe zu bewahren. Jede Störung seiner Konzentration konnte den Erfolg in Frage stellen. Nur Stefanescu und die Fürstin durften ihn unmittelbar begleiten.

Zunächst begab man sich an die Stelle, wo Sanders vor etwa einer Stunde die ersten Spuren aufgenommen hatte. Als die Rute den ihm bereits bekannten Ausschlag zeigte, wandte er sich diesmal nach der entgegengesetzten Seite. Langsamen Schrittes ging es bis zu einem Holzschuppen, in welchem der Gärtner seine Geräte aufbewahrte. Hier umkreiste er eine lange Leiter, wandte sich dann wieder dem Schlosse zu und machte an der Stelle halt, wo sich im oberen Stockwerk das Schlafzimmer der Fürstin befand.

Sanders ging mit fast geschlossenen Augen, den Blick tief verloren, als wenn er in weite Fernen schaute. Sein Gesicht rötete sich fieberhaft.

Jetzt blieb er stehen und ließ die Rute sinken. Alsbald wurde sein Aussehen wieder normal. Er wandte sich zur Fürstin:

„Der Einbrecher, dessen Ausströmungen ich noch deutlich mit Hilfe dr Rute zu erkennen vermag, umschlich anscheinend mehrfach das Schloß. Schließlich stieg er mit Hilfe der Leiter, die sich in jenem Schuppen befindet, zu Ihrem Fenster empor."

„Wollen Sie auch oben in meinem Zimmer Ihre Rute versuchen?" fragte Linda.

„Es hat wenig Zweck. Die vielen, in geschlossenen Räumen durcheinanderflutenden Ausströmungen würden mir kein klares Bild ermöglichen. — Aber gestatten Sie eine Frage: Verließen Sie heute nacht Ihr Zimmer eine Zeitlang, oder halten Sie es für möglich, daß der Einbrecher durch das Fenster einzusteigen vermochte, ohne von Ihnen gehört zu werden?"

„Ausgeschlossen ist es nicht", sagte Linda ruhig. „Ich schlafe sehr fest."

Raschen Schrittes ging Sanders jetzt zu der Bank, unter der Stefanescu den Schmuck der Fürstin gefunden hatte. Hier nahm er die Rute in beide Hände, blieb einen Augenblick mit gesenkten Augen stehen und schritt dann langsam, aber unbeirrt weiter. Er verfolgte einen Weg, der zum Flusse hinabging. Vor einem frisch aufgeworfenen Maulwurfshügel stand er still.

„Bitte, messen Sie genau die Länge und Breite dieses Fußabdrucks", bat er Stefanescu, während er selber weiterschritt.

Der Park wurde dichter, der Weg verwachsener, schließlich hörte er ganz auf. Sie standen am Ufer der breiten Jalomitza.

„Wir müssen hindurch", sagte Sanders.

Man brachte die Pferde, auf denen alle den nicht sehr tiefen, aber reißenden Fluß sicher durchquerten. Drüben sprang Sanders herab. Nach kurzem Suchen hatte er die Fährte wieder. Jetzt ging es in die Ebene hinein. Stefanescu neben Sanders. Die übrigen blieben aufgesessen.

„Zu langsam", stöhnte der Deutsche, dem die ungewohnte Hitze den Atem benahm. Er deutete auf die entfernten Konturen eines weiß-bläulich schimmernden Dorfes. „Wir wollen schnell dorthin reiten, wo ich die Fährte wiederzufinden hoffe."

Ein frischer Galopp brachte sie in einer Viertelstunde zur Stelle. Nur die beiden Jäger folgten, die anderen blieben weit zurück.

Der Deutsche sprang vom Pferde. Doch die Rute wollte nicht spielen, soweit er auch den Eingang des Dorfes umschritt.

Rechts seitwärts ein einzelnes Haus. Wieder zu Pferde und im heißen Galopp dorthin. Hier zuckte die Rute.

„Sagen Sie den beiden Leuten, daß sie sich schußfertig machen", schrie Sanders. „Ich glaube, wir haben unser Wild."

Die Jäger nahmen die Büchsen von der Schulter und entsicherten. Die Pferde ließ man stehen. Sanders umschritt das Gehöft, das von einem verfallenen Bretterzaun umfriedigt war. Kein Mensch ließ sich blicken. Er steckte die Rute fort.

„Dort drinnen sitzt er."

Die Jäger drangen vorsichtig ein, gerade als die übrige Gesellschaft herankam.

Fünf Minuten vergingen. Die Jäger kamen zurück und meldeten: Ein altes Bauernehepaar nur im Hause, der Mann lag krank zu Bett und konnte nicht sprechen. Die Frau wollte keinen Fremden gesehen haben.

Stefanescu befahl, den kleinen verfallenen Stall zu untersuchen, besonders den großen, dort befindlichen Haufen Maisstroh.

Auch hier ohne Resultat.

„Ich glaube, Herr Sanders muß uns weiter helfen", sagte Linda.

Dieser bat, daß nur Stefanescu und ein Jäger ihm folgten.

Kleine Stube mit weißgekalkten Wänden. Unzählige schwarze Flecken darauf, die Exkremente der Wanzen, die zu Tausenden den Raum bevölkerten. In der Ecke eine Holzpritsche mit hartem Maisstroh, auf der ein Mann lag, trotz der Hitze mit dem unvermeidlichen Schafpelz zugedeckt und das Gesicht mit Tüchern umschlungen. Die alte Frau am offenen Herdfeuer ein Stück Mamaliga, die rumänische Mais-Polenta, röstend.

Mechanisch hielt Sanders die Rute in beiden Händen, obgleich er ihre Unwirksamkeit in bewohnten Räumen

kannte. Die Frau antwortete unfreundlich, warnte davor, sich ihrem Manne zu nähern, der Fleckfieber habe und doch bald sterben würde.

Gleichwohl trat Sanders heran. Die Rute zuckte, schlug aus.

„Lassen Sie den Mann ergreifen", rief er Stefanescu zu. „Es ist der Einbrecher."

Dieser gab dem Jäger Befehl. Doch die Furcht vor dem verderblichen Flecktyphus, den ein einziger Stich einer Laus mit Sicherheit übertrug, ließ jenen zögern.

Da packte Sanders zu. Mit einem Ruck zog er den weißen Pelz herunter, ein zweiter Griff riß dem alten Mann den grauen Vollbart vom Kinn. Ein junges, angstvoll verzerrtes Gesicht kam zum Vorschein. Der vermeintliche Kranke sprang hoch, fiel auf die Knie und bat um Gnade. Er trug ein weißes Linnenkleid mit gewickelten Bastschuhen.

„Fragen Sie ihn, wo seine Stiefel sind", sagte Sanders.

Der Mann schwor, nie Stiefel besessen zu haben. Auf einen Wink Stefanescus zog der Jäger seinen Hirschfänger und hieb unbarmherzig mit der flachen Klinge auf ihn ein. Er schrie und heulte wie besessen, aber gestand nicht.

„Dann muß die Frau heran", befahl Stefanescu.

Der Jäger ergriff die Alte, die sofort gellend schrie. Aber ohne sich zu besinnen, schlug er auf sie los. Hier half es. Hinter dem Herde brachte sie ein Paar Stiefel hervor, schöne, neue russische Juchtenstiefel.

„Stimmt die von Ihnen gemessene Fährte?" fragte Sanders.

Stefanescu zog einen Papierstreifen hervor.

„Es sind die gleichen Maße," bestätigte er.

„Fragen Sie jetzt den Mann, wo er das Platinkästchen gelassen hat."

Längere Zeit bemühte sich Stefanescu mit dem Einbrecher, dann erklärte er: „Aus dem Mann ist nichts herauszubringen. Er versteht nur sehr wenig Rumänisch und behauptet, ein Russe zu sein."

Der eintretende Stratoff vernahm die letzten Worte.

„Hallo, ein Landsmann," rief er. „Überlassen Sie mir den Kerl, ich will ihn schon kleinkriegen."

Und er begann heftig auf ihn einzureden. Der Russe bat, flehte, weinte. Stratoff wurde immer erregter, geriet schließlich in einen Anfall von Wut, zog seinen Browning aus der Tasche, und ehe einer der Anwesenden zur Besinnung kam, lag der Russe mit durchschossener Schläfe am Boden.

Die alte Frau schrie wie eine Wahnsinnige. Sofort wurde Stratoff völlig ruhig, steckte die Waffe ein und erklärte:

„Der Schuft hat mir gestanden, den Raub vollführt zu haben. Wollte aber nicht angeben, wo meine Kassette sich befindet. Da packte mich der Zorn, und ich schoß ihn nieder."

„Das kann unangenehm für Sie auslaufen," meinte Stefanescu. „Die Gerichte werden sich einmischen."

„Der Mann ist russischer Untertan," sagte Stratoff. „In Sowjetrußland steht die Todesstrafe auf jedem Diebstahl. Ich richtete ihn nach unseren Gesetzen."

„Nun werden wir schwerlich den Anstifter des Raubes herausbekommen", meinte Sanders. „Denn ohne Helfershelfer aus dem Schlosse konnte jener Fremde niemals wissen, daß die Fürstin einen so kostbaren Gegenstand bei sich im Schlafzimmer bewahrte."

„Und es wird viel schwerer sein, den gestohlenen Gegenstand zu finden", sagte Stefanescu vorwurfsvoll.

„Sie haben recht, meine Herren", erklärte Stratoff. „Ich handelte übereilt. Aber meine Erregung über den diebischen Hund und über die der armen Fürstin zugefügte Aufregung waren zu groß."

„Wir können immer noch hoffen, das Kästchen zu finden", meinte Sanders. „Vielleicht ist es doch hier im Hause versteckt."

„Man muß keinen Winkel undurchsucht lassen", sagte Stratoff.

Nun begaben sich alle nach draußen. Die alte Frau wurde mit gefesselten Händen mitgeführt.

Hier berichtete Stratoff der erregt fragenden Fürstin.

„Warum erschossen Sie den Unglücklichen?" fragte Linda empört.

„Aus Liebe zu Ihnen. Für Sie würde ich auch jedes andere Verbrechen begehen", sagte Stratoff leise und fügte laut hinzu: „Jener Schurke bestahl Sie und versetzte Sie in Aufregung. Dafür mußte er sterben."

Linda wandte sich ab, und Sanders fragte den Russen: „Haben Sie zufällig ein Stückchen Platin bei sich?"

Stratoff zog ein Ledertäschchen hervor.

„Hier sind mehrere Platinkörner, wie sie direkt aus dem Sande gewaschen wurden."

„Sind die Körner chemisch rein, oder bestehen sie aus der gleichen Legierung wie Ihre Kassette? "

„Die Kassette ist reines Platin. Die Körner dagegen sind noch verunreinigt."

„Besitzen Sie nicht irgendein anderes Stückchen reinen Platins?"

„Leider nein."

„Können Ihnen meine Ohrringe helfen?" fragte Linda. „Sie sind in Platin gefaßt."

Sanders betrachtete voller Interesse die beiden großen Perlen in Lindas Ohren.

„Es wird gehen," sagte er, „da kein anderes Metall dabei verwendet ist."

Die Fürstin nahm die Perle aus ihrem linken Ohr und reichte sie Sanders. Dieser zog aus seiner Tasche eine kleine Metallkapsel, in der er den Ohrring barg. Die Kapsel befestigte er mit einem Kettchen an der Schlinge der Wünschelrute, so daß sie frei herunterhing.

„Wozu geschieht das?" fragte Linda höchst interessiert.

„Ich machte die Erfahrung, daß die Rute leichter reagiert, wenn man an ihr ein Stückchen des zu suchenden Metalles oder Stoffes anbringt. Da ich noch nie auf Platin rutete und dessen Ausschläge nicht kenne, muß ich mich dieses Verstärkungsmittels bedienen. Doch vermag ich nicht für den Erfolg zu bürgen."

Er stellte die Rute aufrecht zwischen die Zeigefinger, so daß sie trotz der aufgehängten Kapsel einigermaßen ausbalancierte. Die weitere Durchsuchung des Hauses und des zerfallenen Stalles ergab nicht das geringste Resultat.

„Wir müssen auf der alten Fährte zurückgehen," sagte Sanders. „Hoffentlich wurde sie unterdessen nicht unkenntlich."

Er entfernte die Kapsel mit der platingefaßten Perle und nahm die Rute in gewöhnlicher Weise. Hinter der Stelle, wo die Diener mit den Pferden hielten, beschrieb er quer zur Richtung, aus der man gekommen war, einen Halbkreis. Die Rute zuckte. Er hatte die Fährte wieder.

Trotz der sengenden Mittagshitze begleitete Stefanescu ihn unermüdlich zu Fuß, während die anderen zu Pferde folgten. Es ging den Weg zurück, den sie vor kurzem in schnellem Galopp durchmessen hatten.

Plötzlich wich die Fährte im rechten Winkel ab. Erstaunt hielt Sanders einen Augenblick an und blickte voraus. Ein nicht sehr entferntes Dornengestrüpp ließ ihn seine Schritte beschleunigen. Die Spur wies ins Innere des dichten Busches.

Sanders hing aufs neue die Kapsel mit dem Ohrring an die Silberschlinge. Kaum stand sie aufrecht, als sie hastig nach dem Dornendickicht drehte. Er umschritt den nicht sehr großen Busch. Stets zeigte die Schleife mit der Kapsel nach der Mitte des Gestrüpps.

„Schicken Sie Ihre Diener hinein," sagte er zu Linda. „Dort drinnen liegt die Kassette Herrn Stratoffs versteckt."

(Fortsetzung folgt.)

Nach Ostland.

Eine Erzählung aus dem dreizehnten Jahrhundert.

Von Reinhold Troitzsch.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Um die Mitte Februar hielt eine junge Polenfrau mit ihren Kindern sich ein paar Tage im Hause Wiprechts auf. Sie hatte die Mongolen mit eigenen Augen gesehen und war nur durch ihren treuen Knecht vor dem sicheren Tode bewahrt worden. Der Vater ihrer drei Kinder hatte sich mit den anderen Männern nach Lissa begeben. Dort sammelte sich ein Heerhaufe, der zu den Fahnen des Herzogs Heinrich von Liegnitz stoßen sollte.

Als der Wagen der schwer geprüften Frau davonfuhr, ging Wiprecht in den Stall und musterte seinen Rappen. Befriedigt trat er auf den Hof. Dann ging er zu Eike, und Suse holte den Jost.

Ein paar ruhige Männer, auch Wiprecht und Eike waren darunter, hielten am Abend Rat bei Germer.

Im Kirchlein der frommen Frauen gab's am Sonntag Morgen viel stille Tränen. Die ruhige Äbtissin war den ehrwürdigen Nonnen ein stolzes Vorbild. Es war ein Ringen um die Gnade Gottes. Aber das Sanctus klang nicht hell wie sonst. Es war viel Trauer dabei. Am Montag ging es ans Rüsten. In allen Häusern raffte man Hausrat zusammen, und alle Habe verlud man auf die Wagen. Das gab ein Hasten und Treiben. Oben auf den Truhen lagen die Decken, da thronten die Kinder. Die

Sonne der letzten Februartage hatte die Wege getrocknet, da strebten fünf Wagen dem Norden zu, weit führte ihr Weg, weit durchs kujawische Land. Jost führte den Zug. Im vorderen Wagen saßen Frigge und Anne tief in Sorgen, und Anne wischte sich die Tränen von den Wangen.

Tags darauf nahmen die Klosterwagen ihre Straße auf Thorn zu. Hier lenkte Köpkin das erste Gespann. Die starken westfälischen Siedler der jungen Weichselstadt nahmen die geängstigten Frauen gastlich auf. Und die Nonnen blieben ein paar Wochen dort in sicherem Schutz.

Am Waldrande hinter Wiprechts Garten hatte Klaus die ersten Schneeglöckchen gefunden. Aber ihm stand der Sinn nicht danach. Die Stachelkeule, die ihm Germer versprochen, war ihm für heute wichtiger. Zwar war es nicht nach seinem Sinn, daß er als Fußknecht zum Heere sollte. Aber er wollte schon ein Pferd erwerben, die Feinde hatten ja genug. Sechzehn Fußkämpfer brachen am Tage nach Oculi von Strelno auf zum Heere Heinrichs des Frommen. Fröhlich war ihr Mut, und Klaus sang das lauteste Lied.

Sechs Reiter führte drei Tage später Wiprecht dem Heere zu. Stolz trabte sein Rappe. Germer, ein rüstiger Fünfziger, hatte sich willig der Führung des erprobten Kriegers unterstellt. Eikes Gedanken gingen weit über die Heide zu Weib und Kind. Dann liefen sie zum fernen Sachsenland und er fuhr mit der Linken zärtlich über das Streitmesser an seiner Seite, das der Schwertfeger von Halle vor Jahren geschliffen. — In Lissa rüsteten sich die Fußtruppen soeben zum Aufbruch, als die Reiter von Strelno eintrafen. Die Priester predigten einen Kreuzzug gegen die Heiden und flehten Gottes Segen herab auf den frommen Herzog, der sich todesmutig der gewaltigen Welle des endlosen Volksstromes entgegenstellen wollte. Eine bunte Schar war es, die von Lissa aus ins schlesische Land marschierte, schmucke Gesellen mit mutigen Herzen. Furchtlos war der Blick, neu das Wams, die Waffen blitzten im Morgenstrahle, und am Wege stand manch Mägdelein mit feuchter Wimper.

Am anderen Morgen langte auf schweißbedecktem Rosse ein Bote des Herzogs an; er kam von Leubus und war Tag und Nacht geritten. Heinrich forderte die Lissaer Reiter zur Eile auf. Durch Kundschafter hatte er Nachricht, daß Petta seine Tartaren schnell daherführte; der Sturm, der dem Gewitter voraufzieht, brauste heran. Am Abend ritten die Krieger auf Guhrau zu.

Die Strelnoer Frauen und Kinder hatten inzwischen am fernen Strande der Brahe eine gastliche Stätte gefunden. Hier, wo die alte Trutzburg gegen die Pommern sich unfern der Flußmündung erhebt, hier in Bromberg, lag damals eine kujawische Zollstätte. Die Polen nahmen sich der Elenden freundlich an, und sie blieben hier und wohnten in den Zollhütten. Sie waren glücklich, hilfreiche Menschen gefunden zu haben, und wußten durch einen Boten, daß auch die Frauen des Klosters in Thorn gut aufgehoben waren. An Jost gab Köplin Nachricht, daß er Lust habe, nach Strelno zurückzukehren, um zu sehen, was es dort gäbe. Er wollte sich im Walde verbergen.

In der ersten Hälfte des März war viel Schnee gefallen. Im Walde, einige hundert Meter von Wiprechts Hof, hatte Köpkin mit dem lahmen Lünse und mit zwei Polen Lato und Kowal eine Grube gegraben. Dort hielten sie sich verborgen. Um die Mitte des Monats trat Tauwetter ein. Der Schnee schmolz langsam, denn die Sonne hielt sich hinter grauen Wolken verborgen. Es war kalt und naß in dieser Waldwohnung, und doch waren die Bewohner froh, vertilgte doch das Wetter die Fußspuren, die der Schnee so sorgfältig bewahrt hatte. Am frühen Morgen lag Köpkin wie gewöhnlich mit Kowal am Waldrande auf der Lauer. Da hörten sie Hufschlag und sahen bald etwa ein Dutzend der wilden Reiter, die auf Mogilno zusprengten. Die beiden Beobachter zogen sich vorsichtig in ihre Höhle zurück. Am Nachmittag hörten sie in den Höfen und im Kloster lautes Rufen, Kommandoworte und Wiehern der Pferde, und am Abend rötete heller Schein den Himmel; das Strelnoer Kloster und die Häuser wurden ein Raub der Flammen. Grell zuckte das rote Licht über die grauen Wolken. Niemand wagte in der Grube, zu sprechen. Alle durchlebten schreckliche Stunden. Am Morgen dröhnte die Erde vom Rossehufschlag. Viele Tausende zogen vorüber. Es regnete in Strömen und im aufgeweichten Erdreich sah man die Spuren ungezählter Hufe. Noch wagten sich die Männer nicht aus ihrem Versteck. In der Nähe stieg grauer Rauch zum Himmel. Erst gegen Mittag schlich sich Köpkin nach vorn bis an den Waldrand. Da sah er, daß sein Haus vom Erdboden verschwunden war. St. Florian hatte nicht retten können. Jetzt holte er die Gefährten, und vorsichtig wagte man sich in die Höfe. Der Plankenzaun war eingerissen, Pferdespuren führten über die Gärten. Aber von seinem Hause fand sich nur Schutt und Asche. Der rote Hahn hatte ganze Arbeit getan. Auch der Zaun von Eikes Hufen war niedergeschlagen. Siehe da, am Pfosten Brandspuren! Ein Strohfeuer war hier angelegt. Aber der Regen hatte das Feuer gelöscht. Der Schaden war gering. —

Wenige Stunden später stiegen auch in der Richtung nach Mogilno zu mächtige Rauchwolken zum Himmel auf. So ging die Greuel der Verwüstung über das Land.

VII.

Die erste Aprilwoche war vorüber. Ein schöner Frühlingstag neigte sich zu Ende. Am Waldrande brannten Lagerfeuer. Aber man dachte im Lager des Liegnitzer Herzogs nicht an Ruhe. Überall Getümmel. Fußvolk sammelte sich zu seinen Führern. Jetzt laute Rufe. Die Ritter und Reisigen saßen auf. Die Feuer verglommen, und im Mondschein setzte sich das Heer in Marsch, die Fußvölker voran. Mancher Knecht murrte. Immer marschieren, und die gestrige Stellung am linken Katzbachufer war sicher und stark. Aber die Ritter dachten anders. Sie waren froh. Es ging vorwärts, dem Feinde entgegen. Sie wußten auch, daß reitende Kundschafter eingetroffen waren, die meldeten, daß Petta mit seinen Mongolen die Oder in der Nähe von Breslau überschritten hatte, und daß seine Scharen von Süden her heranritten, schnell wie die Windsbraut. Auch Herzog Heinrich gab die starke Stellung mit der Front nach Osten nur ungern auf. Aber nun hieß es schnell handeln. Jetzt verließen die Reiter den Wald. Eine weite Ebene lag vor ihnen. In langsamem Trabe ging der Ritt, bald waren die Fußkämpfer eingeholt, und nun sah man, wie das Heer in eine Schlachtstellung einrückte. Das Mondlicht gestattete einen Überblick. Über die weite Ebene rückte das Heer vor, jetzt im Schritt. Die Mitte der Ordnung hielt die schlesische Ritterschaft, die eilig dem Rufe des tapferen Herzogs gefolgt war und sich um ihn scharte. Sie bildete das mittlere Treffen. Die gepanzerten Ritter schwenkten in die Linie. Neben den Herren ritten die Knappen. Die farbigen Fähnlein wehten im Winde. Hinter den Rittern dehnte sich der Troß der Gefolgschaften, der reisigen Reiter, weit zahlreicher als die Ritterschar, aber nicht so gut gewappnet als diese. Links und rechts von den schlesischen Rittern marschierten in dichten Scharen die Fußvölker vor, und die starken Flügelstellungen hatten wieder reitende Fähnlein inne. Ganz auf dem rechten Flügel im Westen finden wir die Deutschen, besonders sächsische Ritter und Herren vom Deutschen Orden. Hier ordneten Udo von Erxleben und Bethel Boten die Scharen. Der linke Flügel, der durch den Katzbachfluß gedeckt vorging, bestand aus der polnischen und tschechischen Ritterschaft, unter ihnen die edelsten Geschlechter Leszczynskis, Sapiehas, Czartoryskis, Podibrads und andere mehr, allen voran der kühne Sreniawa, der Zupan von Kleinpolen. Weiter vorwärts ging der Ritt über die Ebene. Der Mond trat aus den Wolken. Bald wurde der Himmel klar. Morgen sollte gutes Wetter sein.

Boten kamen, andere jagten davon. Jetzt dehnte sich eine lange Senkung quer über das Gefilde, vielleicht das Bett eines vertrockneten Flusses. Wiprecht ritt im Mitteltreffen. Er hatte sich dem Gefolge des Herrn von Zierotin angeschlossen, den er in Italien als einen tapferen Kämpfer kennen gelernt hatte. Der Ritter hatte den Rappenreiter gern unter seine Reisigen aufgenommen, denn die Zahl der Christenstreiter war klein, und eine tapfere Faust galt viel. Eike blieb bei dem Freunde und stellte sich in den Dienst des mährischen Herrn. Jetzt ritten beide nebeneinander schweigend dahin und folgten dem Fähnlein. Zu ihrer Rechten ritten die Reisigen Hansens von Sagan, der des Herzogs von Liegnitz Bannerträger war. Ganz im Westen des Schlachtfeldes rückte Germer in die Schlachtordnung. Er mochte sich nicht trennen von seinem früheren Gönner, dem Herrn Ile von Groitzsch.

Die Senkung war erreicht, man ritt hinein. Als das Heer im Grunde angekommen war, gab der Herzog das Zeichen „Halt" und schwang sich aus dem Sattel. Die Ritter folgten seinem Beispiel, die Reisigen saßen ab, und die Fußvölker legten sich in Rotten zum Schlafen nieder. Feuer wurden nicht angezündet. Ritter und Reisige lagerten bei den zusammengekoppelten Pferden. Wachthabende schritten nach vorn und nach hinten die flache Böschung hinan. Bald schien alles zu ruhen.

Und doch, wer näher hinsah, der merkte bald, daß wenige schliefen. Morgen sollte der Kampf entscheiden über das Schicksal Europas. Hier lagerten die Kreuzkämpfer, eine kleine Schar, die Mutigsten und Besten des Abendlandes. Morgen mußte die gewaltige Brandung der asiatischen Horden sich brechen an dem Bollwerk dieser Tapferen. Die Sterne leuchteten über dem Schlachtfeld. Ihren hellen Glanz überstrahlte der silberne Mond. Hier und da ging ein mutiger Priester von Gruppe zu Gruppe, den Kriegern Mut zusprechend und sie empfehlend der Gnade des Herrn, der dieses Heer zu Kreuzesstreitern sich erlesen. Langsam schlichen die Stunden. Leise glitten die Schatten der Wachen über das Feld, die zur Ablösung vorwärts gingen. Allmählich begannen die Sterne zu verblassen, über dem pol-

nischen Lande hinter der Katzbach lagerte es grau, dann blinkte am Horizont ein lichter Streifen auf. Es begann zu dämmern. Es dämmerte der Morgen des 9. April 1241.

Vor dem Blick der Posten lag die weite, weite Wahlstatt, schier endlos dehnte sich die Ebene. Als die Wachen jetzt, der Weisung gemäß, beim ersten Schimmer der aufgehenden Sonne sich wandten, zu ihren Fahnen zurückzukehren, sahen sie nichts. Das Heer lag in der Senkung völlig verborgen. Man rüstete zur Schlacht. Das Fußvolk trat an und rückte in die Stellung. Kaum hatten die Gewappneten sich in die Sättel geschwungen, als plötzlich am vorderen Rande der Böschung wohl zwanzig feindliche Reiter erschienen. Sie jagten in schärfstem Galopp daher und konnten im schnellen Anreiten die Senkung hinab kaum ihre Rosse herumreißen, so unerwartet war ihnen der Anblick des Christenheeres. Einige hatten den Mut, vor dem Wenden ihre Pfeile auf die Gegner zu richten. Die Armbrustschützen antworteten mit Pfeilschüssen. Die Reiter verschwanden so schnell wie sie gekommen, ein paar Pferde jagten ledig über die Wahlstatt. Da befahl Herzog Heinrich von neuem den Aufbruch. Diesmal ging es rückwärts, und das Heer ordnete sich nun am nördlichen Rande der Senkung mit dem Blick gegen Mittag, so daß das Tal jetzt vor den Kämpfenden lag. Eine halbe Stunde war kaum vergangen, die Christenschar war kaum in Ordnung aufgestellt, da tauchte das feindliche Heer am Horizont auf und kam näher und näher. Hell strahlte die Morgensonne und vergoldete mit rotem Glanze das Banner des Erzengels Michael, das Ritter Hans von Sagan trug. Herzog Heinrich hielt vor der Front und legte betend die Hände in einander. Zierotins grünes Fähnlein wehte lustig im Sonnenschein, das Zeichen über Leben und Tod unserer Freunde.

(Schluß folgt.)

Bunte Chronik

*** Das Schicksal der russischen Kron- und Kirchenschätze.** Aus Berlin wird gemeldet: Die hiesige russische Emigrantenzeitung „Rul“ veröffentlicht aufsehenerregende Enthüllungen über die Juwelenverkäufe der Sowjetregierung nach dem Auslande. Danach befindet sich der Hauptjuwelenfonds der Sowjetregierung in Moskau und umfaßt unschätzbare Kleinodien im Gewichte von 10 Pud (ca. 4 Zentner). Dieser Schatz wird streng geheim gehalten und steht zur ausschließlichen Verfügung des politischen Büros der russischen kommunistischen Partei. Verfügungen über Juwelen aus diesem Fonds müssen mit fünf Unterschriften von Mitgliedern dieses Büros versehen sein. Anfang dieses Jahres begann das politische Büro der dritten Internationale mit dem Verkauf der Juwelen, die gewöhnlich aus Moskau in Lederkoffern mit den Petschaften des Volkskommissariats durch diplomatische Kuriere nach Europa geschickt werden. Die Juwelenkoffer gelangen zunächst an die Sowjetvertretung in Berlin, wo sie von dem Botschafter Krestinski eigenhändig geöffnet und in eigens dazu eingerichteten Eisschränken aufbewahrt werden. Botschafter Krestinski hat nach den Angaben des Emigrantenblattes bisher über ein Pud Juwelen zur Verwertung erhalten. Krestinski hat zum Verkauf der Juwelen Agenturen in London, Paris, Neuyork und anderen Plätzen organisiert. Berlin selbst ist kein Platz für diese russischen Kron- und Staatsjuwelen, weil die Berliner Juweliere nicht über genügende Mittel verfügen. Ein großer Teil der Juwelen wurde deshalb nach Kanada gebracht, von wo sie, mit Umgehung des ungeheuren Zolles in den Vereinigten Staaten, nach Neuyork und Chicago geschmuggelt werden. Die amerikanischen Milliardäre sind die besten Käufer für die Juwelen aus dem ehemaligen russischen Kronschatz und den russischen Kirchen und Klöstern. Die holländische und belgische Handelskammer haben übrigens beschlossen, Juwelen aus Sowjetrußland zu boykottieren. Der internationale Juwelenhandel ist durch die Überschwemmung des europäischen und amerikanischen Marktes mit nationalisierten russischen Juwelen aus dem Besitz der Sowjetregierung lebhaft beunruhigt. (Es ist schon soviel über die russischen Kronjuwelen geschrieben worden, daß wir die Verantwortung für die Richtigkeit dieser Behauptung der „Rul“ überlassen müssen. Die Schriftltg.)

*

*** Ein Gasangriff im Jahre 1701.** Den Anspruch, die Taktik des Gasangriffs zum erstenmal angewandt zu haben, darf wohl eine der außergewöhnlichsten Gestalten der Geschichte, Karl XII., für sich erheben; jener schwedische König, den Strindberg als Schwedens Vernichter, den großen Verbrecher, den Raufbold, den Abgott der Vagabunden, den Falschmünzer bezeichnet, und von dem Voltaire sagt, daß er keinen anderen Fehler und kein anderes Unglück gehabt hatte, als daß er alle die großen Eigenschaften seiner Vorfahren, die er in sich vereinigte, übertrieb. Voltaire berichtet auch in seinem Geschichtswerk „Charles XII.“ von jenem bemerkenswerten „Kunstgriff“ Karls XII. beim Dünaübergang anläßlich der Eroberung von Riga im Nordischen Kriege: „Da er bemerkt hatte, daß der Wind von Norden, wo er sich befand, gen Süden wehte, wo der Feind kampierte, ließ er Mengen von feuchtem Stroh anzünden, dessen dichter Rauch, indem er sich über den Fluß verbreitete, seine Truppen und was diese unternahmen dem Blick der Sachsen verbarg. Im Schutze dieser Schwaden schickte er Barken vor, die mit demselben brennenden Stroh angefüllt waren, so daß die Rauchwolken immer mehr zunahmen und, von dem Wind in die Augen der Feinde gejagt, diesen die Erkundung unmöglich machten, ob der König übersetzte oder nicht. Währenddessen befehligte er selbst die Ausführung seiner Kriegslist. In einer Viertelstunde gelangte er am anderen Ufer an, ließ sogleich Geschütze an Land bringen und bildete seine Schlachtordnung, ohne daß die Feinde, vom Rauch geblendet, sich anders als durch ein paar auf gut Glück abgefeuerte Schüsse zur Wehr setzen konnten; als der Wind diese Schwaden vertrieben hatte, sahen die Sachsen den König der Schweden bereits gegen sie marschieren . . .“

*

*** Erkennungsszenen mit Tieren.** Der Emir von Katsina besuchte kürzlich bei seinem Aufenthalt in London auch das Löwenhaus des Zoo mit seinem Gefolge, und die Löwen, die sonst vom Publikum wenig Notiz nehmen, zeigten sich plötzlich sehr erregt, sprangen gegen die Gitter und versuchten, sich auf die Besucher zu stürzen. „Sie wissen, daß wir sie jagen und ihre Todfeinde sind,“ sagte der Emir. Wahrscheinlich erkannten die Löwen aus dem Tonfall der Stimmen, daß es sich um Menschen aus ihrer Heimat handelte, und es erwachte in ihnen die Erinnerung an den ewigen Kampf des Königs der Tiere mit dem Menschen. Ein Zoologe nimmt diesen interessanten Vorfall zum Anlaß, um sich mit dem Wiedererkennungsvermögen der Tiere zu beschäftigen. Er behauptet, daß der Fall dieser Löwen durchaus nicht vereinzelt dastehe, sondern daß die Löwen und Tiger des Zoo auch bei dem Erscheinen mancher Großwildjäger sich unruhig gezeigt haben. Einem bekannten Löwenjäger wurde von der Direktion des Londoner Zoo verboten, das Löwenhaus zu besuchen. Daß Hunde ihre Herren auch dann wiedererkennen, wenn sie selbst den nächsten Verwandten fremd erscheinen, ist eine bekannte Tatsache, die schon in einer der rührendsten Episoden der Odyssee verwendet ist. Ein Mann, dessen Gesicht im Kriege vollkommen entstellt worden war, wurde von seinen Freunden nicht wiedererkannt, aber sein Hund begrüßte ihn sofort freudig, als er seine Stimme hörte. Eine Katze in Madras, die auch Fremden gegenüber sehr freundlich war, zeigte bei der Ankunft eines Eingeborenen die größte Furcht. Man erklärte ihr Benehmen damit, daß der Mann zu einer Kaste gehörte, die Katzen ißt. Auch der Elefant erkennt einen Menschen an der Stimme wieder. Das zeigte sich in einem Zirkus, in dem ein Wärter einem Elefanten mit einer Heugabel ein Auge ausgestoßen hatte. Der Mann wurde entlassen. Nach zwei Jahren kam er wieder in den Stall des Elefanten, näherte sich ihm von hinten und murmelte: „Das ist die alte Bestie, die mich meine Stellung kostete.“ Sofort packte der Elefant den Mann mit dem Rüssel und schleuderte ihn gegen die Wand, wobei er ihn schwer verletzte. Ein andermal hat ein Elefant einen Mann getötet, der ihn lange gepeinigt hatte und nach einiger Zeit ihm wieder begegnete.

*

*** Eine sonderbare Tabakpfeife.** Wohl die größte deutsche Tabakpfeife, die ein Unikum ihrer Art ist, wird im Museum der Stadt Braunschweig aufbewahrt. Sie gehörte ursprünglich einem humoristischen Klub, der sich vor geraumer Zeit aufgelöst hat. Diese Vereinigung führte den gewiß wohlverdienten Namen „Rauchwolke“. Diese Riesentabakpfeife ist ungefähr dreieinhalb Meter lang; ihr Rohr ist gedrechselt und so dick wie der Arm eines kräftigen Mannes. Neun Personen können zugleich dem Tabakgenusse frönen, da neun Ansatzrohre von dem Hauptpfeifenrohr abgeleitet sind. Gewaltige Rauchwolken können in diesem Falle der kuriosen Pfeife entströmen. Es sei nur erwähnt, daß ungefähr ein Pfund Kanaster benötigt wird, um den Pfeifenkopf, der auch ein Riese unter seinesgleichen ist, zur Füllung zu bringen. Nach Auflösung des fidelen Tabakkollegiums „Rauchwolke“ bewahrte ein stadtbraunschweigischer Tabakhändler die sonderbare Pfeife in seinem Laden auf und zeigte sie gern seinen Kunden. Von ihm übernahm sie das Museum, das das eigenartige Erinnerungsstück an die alte, fröhliche, von Sorgen weniger getrübte Vorkriegszeit noch späten Geschlechtern vor Augen führen wird.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.